

Grüne Nägel, grüne Lippen

Stafeley bei Mutter Ey

Der Gott, der Gummi wachsen ließ“, heißt es in der „Stafeley“. Das ist das neue zeitsatirische Theater, das es seit kurzem in Düsseldorf gibt. „Die Stafeley“ bemüht sich wirklich, etwas Neues zu sein. Nicht Theater, nicht Operette, nicht Kabarett oder Revue, sondern von allem etwas und doch etwas Ganzes, Rundes.

Die Initiatoren Trus van Geel und Helmut Dammers führen als Opus 1 „In diesen Tagen“ auf, und nennen es eine Kammerrevue. „In diesen Tagen“ geht es um Hunger, Liebe, Diktatur und Krieg. „Die Stafeley“ gibt einen Querschnitt durch die Zeitalter und will zeigen, daß es immer darum gegangen ist.

Nur im Zeitalter des „Feminismus“, im Jahre 2000, mit dem „Die Stafeley“ beginnt, sind Hunger, Liebe und Krieg abgeschafft. Die Frauen haben grüne Lippen und Fingernägel und obendrein die übrigen sehr reizenden Hosen an.

Das Leben ist ohne Hunger und Liebe ganz trostlos langweilig geworden. Man muß sich von Madame Pompadour, Iphigenie, von Theodora, der byzantinischen Kaiserin mit der angeknacksten Vergangenheit, und schließlich auch von der Frau, „die übrig bleibt“ (denn Männer stehen zu Frauen zwei zu drei anno 1947), etwas aus solchen Tagen erzählen lassen, in denen das Leben weniger langweilig war und sich noch lohnte.

Bert Markus, der Dichter der Kammerrevue, meint nämlich, daß es sich lohnt, wenn auch „Der Stempel“ über die Bühne geht. Denn „der Gott, der Gummi wachsen ließ, der schuf auch gleich den Stempel“. Vor dem beugt man sich, man braucht Idole, Götter, Götzen, parodiert die „Stafeley“.

Die Stafeley hat Mut. Nach allen Seiten geht sie bis an die Grenze, manchmal auch etwas darüber hinaus. Aber sie bleibt dabei durchaus in ihrer Linie. Sie ist dafür, in diesem „überaus bizarren Narrenhaus“ auszuhalten, daß sich die Welt mit Deutschland hält: „In diesen Tagen sollt ihr es wagen, wieder zum Leben ja zu sagen“. Für die bessere Zukunft empfiehlt sie das natürliche menschliche Leben unter der Diktatur der Liebe.

Bei „Mutter Ey“ fand „Die Stafeley“ mitten zwischen moderner Graphik einen guten Rahmen. Die Aufnahme beim Premierenpublikum war nicht sehr verständnisvoll. Man klatschte aus höflicher Gewohnheit.

LITERATUR

Tausend Ideen am Kamin

Verleger in Verlegenheit

Seine Freunde und zahlreichen Bewunderer wollen es noch nicht so recht glauben: „Jean“, der ewige Bohemien, der auf Hausbooten lebte, mit einem Jahrmarktswagen, seiner berühmten roten „Roulotte“, in der Welt umherzog, oder seine Schwermut wie ewig gehetzt von Hotelzimmer zu Hotelzimmer schleppte, Jean Cocteau hat sich in Milly bei Paris ein altes Schloß aus der Zeit Heinrich IV. gekauft.

Dort spielt er, der durch höchst vielfältige bizarre Ideen immer wieder über-rascht und seine Umgebung in Unruhe bringt, nun ernsthaft und mit viel Ueberzeugung den Schloßherrsinn, geht jeden Sonntag zur Messe in die kleine Dorfkirche, ruht abends in der wohligen Wärme vor dem großen, alten Kamin aus,

um, daran ändern auch seine 57 Jahre nichts, beim Schein des Feuers tausend neue Pläne zu bedenken.

Jean Cocteau glaubt an Magie, und magisch schließt sich mit dem neuen „Besitz“ wieder der Ring zur Atmosphäre seiner Kindheit. Nach dem Zickzackkurs seines Lebens mag es verwunderlich erscheinen, aber er stammt in der Tat aus einer sehr alten, reichen Familie.

Das Schloß mitsamt Auto, Chauffeur und Dienern konnte sich Jean Cocteau nach den überaus klingenden Erfolgen seines Films „La Belle et la Bête“ und seines Theaterstücks „L'aigle à deux têtes (Der Doppeladler) leisten. Fast glaubt er selbst noch nicht ganz daran.

Im Augenblick ist Jean Cocteau vom Film besessen oder vielmehr von dessen technischen Möglichkeiten. In den Ateliers, in denen „L'aigle à deux têtes“ nach



Jean Cocteau, Schloßherr
Angst vor Glück und Telephon

seinem ungeheuren Theatererfolg gerade verfilmt wird, diskutiert er in langen Konferenzen diese Möglichkeiten.

Er bringt dadurch selbst seinen lang-jährigen Freund nachgerade zur Verzweiflung, den Maler Christian Bérard, der auch alle Dekorationen für Cocteauss Stücke entwirft. „Was für ein Thema man auch immer anschnitten mag, schon nach wenigen Minuten landet man unweigerlich bei der Filmkamera oder bei Beleuchtungseffekten“, klagt Monsieur Bérard.

Es ist ein secret de polichinel, ein öffentliches Geheimnis, daß Jean Cocteau unendlich abergläubisch ist. So hat er sich, so vielbeschäftigt er ist, die Zeit genommen, sein Buch „La Difficulté d'être“ zu schreiben, als eine Art „Buße“ an das Schicksal, das ihn in letzter Zeit so sehr verwöhnte, daß er Furcht vor dieser „Glückssträhne“ bekam.

Cocteau setzt sich in dem neuen Buche mit der Magie und dem Geschick auseinander. Er erörtert Geheimnisse, „die ich feststelle, ohne sie entwirren zu können“. Der Verleger und Buchhändler Paul Morihien brachte das Buch vor einigen Wochen heraus, Cocteauss junger und, neben Jean Marais, dem strahlenden blonden Gott seiner Hauptrollen, nächster Freund.

Paul Morihien ist aus dieser Freundschaft eine schwere Aufgabe zugefallen. Jean Cocteau hat eine geradezu panische Furcht vor dem Telephon. Er gibt, wenn er ausnahmsweise einmal in seiner romantischen Behausung im Palais Royal in Paris weilt, nicht etwa seine eigene neue Nummer an, sondern die von Paul Morihien, der in der rue de Beaujolais fast Tür an Tür mit ihm wohnt. Tausend Telephonanrufe dringen derart auf den Unglücklichen ein, denn Jean Cocteau wird Tag und Nacht von halb Paris telephonisch verlangt.

Verlassen, enterbt, bankrott

Ein Buch hat schlimme Folgen

Bücher haben ihre Schicksale, aber sie machen auch Schicksale. Der Fall des französischen Journalisten und Schriftstellers Maurice Ciantar hat es wieder bewiesen, in höchst sinnfälliger Weise.

Von Maurice Ciantar, einem großen, schmalen, etwas verträumt aussehenden jungen Mann, den wegen seiner leisen Verstiegenheit alle Welt liebt, ist vor einigen Wochen ein 400 Seiten starker Roman erschienen: „Jacques Vorageolles“. In diesem Buch beschreibt er in einer klaren, ziemlich eindeutigen Sprache seine einsame, durch erotische Probleme stark bewegte Jugend, seine ersten Revolten gegen das Leben.

Maurice Ciantar stammt aus einer reichen Familie. Er ist von seiten des Vaters englischer und mütterlicherseits orientalischer Abstammung, eine Mischung, durch die er allein schon genügend Probleme ins Leben mitgebracht hat.

Er heiratete nach seiner Rückkehr aus dem spanischen Bürgerkrieg, an dem er sich recht aktiv beteiligt hatte, eine elegante exzentrische Frau. Er zögerte niemals, ihr alle Wünsche und Ansprüche zu erfüllen. Er gab das Geld, das er als parlamentarischer Journalist verschiedener Pariser Tageszeitungen und Presseagenturen verdiente, leichten Herzens für sie aus, für Hüte und Kleider und lebhaft Stunden in Nachtlökalen.

Ueberdies hatte er seiner Frau versprochen, seinem ersten Roman „Jaques Vorageolles“ die Widmung voranzustellen: „Für Andrée, in guten und schlimmen Tagen“. Aus irgendeinem Grunde unterblieb dies in letzter Minute vor der Drucklegung. Andrée, über das leicht bewegte amouröse Vorleben ihres Mannes durch den Roman schwarz auf weiß unterrichtet, verließ, noch nachträglich eifersüchtig, türenschiend das gemeinsame Heim.

Ausgerechnet in diesem Augenblick traf unerwartet Maurice Ciantars Mutter ein. Sie hatte in zweiter Ehe 1938 nach Südamerika geheiratet. Sie und ihr Sohn hatten sich, als dann über ganz Europa die Kriegswirren hereinbrachen, aus den Augen verloren. Sie, ihr südamerikanischer Mann und ihr Schwager hatten nach langem Suchen die Spur von Maurice wiederentdeckt.

Auch die Mutter zeigte sich durch den Inhalt des Buches höchst aufgebracht. In ihrer Entrüstung enterbte sie den Sohn.

Die Pechsträhne war noch nicht zu Ende: Maurice Ciantar verlor sein letztes Geld im Spielsaal von Monte Carlo. Als er dort in einem Hotel festsah, mußte ihn sein Pariser Verleger durch ein Telegramm auslösen.

Auch sonst ist Maurice Ciantar keineswegs von aller Welt verlassen. Es gibt zwar viele Gegenstimmen in der Presse, dafür hat ihm aber beispielsweise eine so hochliterarische Zeitschrift wie die „Gazette des lettrés“ eine ganze Seite gewidmet. Große Kritiker, deren Namen Gewicht haben, setzten sich für ihn ein.